

Landwirtschaftliche Wanderarbeiter in Vergangenheit und Gegenwart

Autor(en): **G.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 26

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637043>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

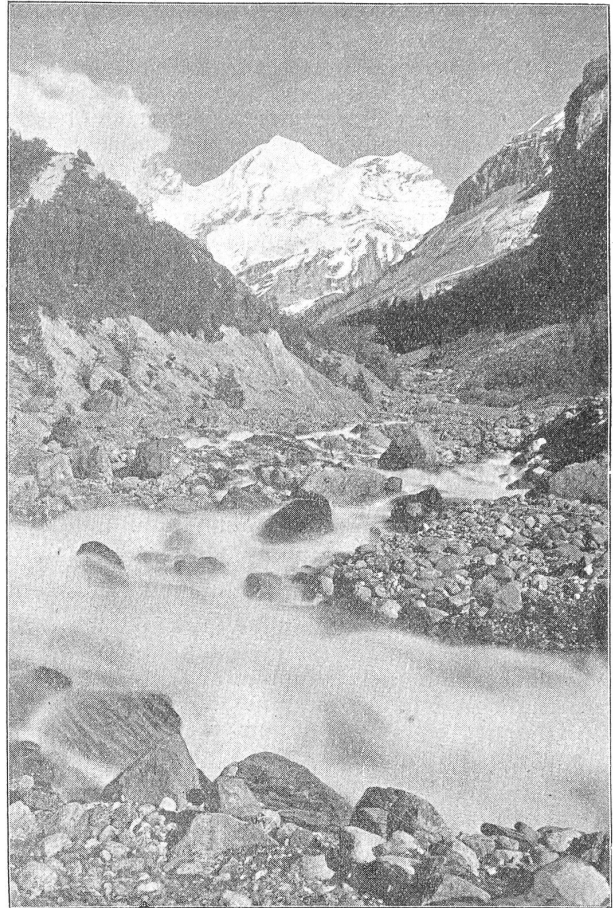
Hunnos Ohren war die böse Kunde gedrungen, auch, daß die Gefippen des Getöteten geschworen hätten, ihn lebendig vor den Herzog zu führen.

Doch der Tapfere spottete: Ich hab nur einen treuen Freund; aber solange der mich nicht im Stiche läßt wird es sehr schwer halten, mich vor den Herrn zu bringen; das mag der Herzog wissen! Und klirrend schlug er mit der Eisensaut an sein Schwert: Der Freund bleibt treu!

Im Tale von Grindelwald wogte der Kampf „Die freier Adel!“ „Heil Herzog Berchtold!“ Fürwahr, daß sich das Schlachtenglück von den Oberländern schied, war nicht Hunnos Schuld. Wo der Kampf am härtesten tobte, da bligte sein Schwert und fraß sich, als das Glück sich wandte, eine blutige Bahn durch die Feinde. Weitausegreifend trug Hunnos edles Tier den Flüchtling bergan, den Höhen zu, und der frische Bergwind kühlte so Reiter wie Roß die Kampfeswunden. Hinter ihm her aber eilten die Verfolger, denen die Nachgedanken Kraft gaben. Ihre Rosse waren frischer, ausgeruhter. Aufwärts, bergwärts trieb der Verfolgte sein mattes Tier. Stück für Stück der Rüstung warf er weg, um den armen Hengst zu erleichtern. Von den Höhen der Scheidegg ging die Flucht talwärts; die Verfolger kamen näher und näher. Sie sperrten den Weg in den Grund, drängten den kampfesmatten Mann seitwärts bis dahin, wo die steile Wand den Rettungsweg sperrte. Dort holten ihn die Feinde ein, und hart am Hang begann der letzte Kampf. Wie sich der wunde Reiter mit letzter Kraft gegen die Hundemeute wehrt, so schlug sich der Ritter mit den Gegnern. Was half es aber, daß Hunnos Schwert Roß und Reiter schlug. Sein Schild ward zerhauen, die starke Hand wurde matt, schartig war das breite Schwert, und das treue Roß zitterte vor Müdigkeit. Nochmals bligte die Waffe; da traf den Tapfern ein Schlag, daß er betäubt stürzte und geesselt ward. Seine Feinde waren zu erregt, noch an des Herzogs Gebot zu denken. Die Erschlagenen, die Wunden hatten sie zur höchsten Wut gereizt. Der Gefangene sollte einen Tod erleiden, wie ihn nur wilde Nachsicht ersinnen konnte. Als der Ritter aus der Betäubung erwachte, banden sie ihn auf sein treues Tier, verhüllten dessen Augen und führten es an den Rand der Fluch. Ein scharfer Schwertschlag — ein Sprung in die Luft — ein Schrei in Not und Todesangst.

Und die Wellen der Lüttschne umschmeichelten das tote Roß, den stillen, bleichen Reiter und eilten rauschend weiter als wollten sie weithin tragen die Kunde von unmenschlicher Rache und wildem Zorn.

Hunnos Fluch — hieß die Wand seit jener Zeit. Hunnenfluch heißt sie noch jetzt.



Öschinenbach mit Blümlisalphorn.

Landwirtschaftliche Wanderarbeiter in Vergangenheit und Gegenwart.

Der Schweizer kennt das Wandern von alter Zeit her. In frühern Jahrhunderten pflegten die Schweizer einer ihnen besonders zugewandten „Wanderarbeit“ nachzugehen, den Kriegsdiensten, welche sie während 4½ Jahrhunderten als Reisläufer allen Mächten Europas geleistet haben. Bekannt ist der Schweizer im Ausland als ständiger Arbeiter, und er hat durch seine besondere Tüchtigkeit in verschiedenen Tätigkeiten ganzen Berufsgruppen seinen Namen geben müssen. Daneben gibt es aber einzelne Gegenden, die seit langem Wanderarbeiter geliefert haben und stets noch liefern. Hieher gehören vor allem Graubünden und Tessin. Es ist, neben der Hoffnung auf hohen Verdienst, alte Ueberlieferung, die diese Graubündner und Tessiner jedes Frühjahr in die Fremde ziehen läßt. Schon in jenen Jahrhunderten, als in den übrigen Kantonen die überflüssige, meist freilich nur überflüssig scheinende Arbeitskraft sich in fremden Kriegsdiensten verbrauchte, lieferten Graubünden und Tessin zu den Reisläufern noch ein starkes Kontingent Wanderarbeiter. Es waren dies zum Teil gewerbliche (Schuhmacher und Zuderbäder), zum Teil landwirtschaftliche Arbeiter (Schwabengänger). Diese Wanderarbeit konnte solchen Umfang annehmen, daß sie sogar politische Bedeutung erhielt, ähnlich wie dies in den letzten Jahren für Norddeutschland gesagt wurde. Ein Beispiel: Zu Anfang des 17. Jahrhunderts scheinen mehr als 1000 Bündner im Venetianischen, hauptsächlich als Schuhmacher, sich periodisch angesiedelt zu haben. Diese Wanderung

Ich würd' es hören.

Von C. S. Meyer.

Läg' dort ich unterm Sirneschein
Auf hoher Alp begraben,
Ich schliefe mitten im Juchhei'n
Der wilden Hirtenknaben.

Wo sonst ich lag im süßen Tag,
Läg ich in dunkeln Decken,
Der Laue Krach und dumpfer Schlag
Er würde mich nicht wecken.

Und käme schwarzer Sturm gerauscht
Und schüttelte die Tannen,
Er führe, von mir unbelauscht,
Vorüber und von dannen.

Doch klänge sanfter Glockenchor,
Ich ließe wohl mich hören
Und lauscht' ein Weilchen gern empor,
Das Herdgeläut zu hören.

dauerte bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Um so tiefer wurde es gefühlt, als 1766 Venedig die Wege solchen Erwerbes plötzlich verschloß. Seit jener Zeit änderte sich der Weg der Auswärtziehenden. Frankreich, England, ja selbst Amerika wurden das Hauptziel. Neben diesen mehr gewerblichen Wanderarbeitern gab es in Graubünden auch spezifisch landwirtschaftliche. Es sind dies die sogenannten Schwabengänger. Zum größten Teil waren es Kinder, die in Süddeutschland, namentlich in Württemberg, für den Sommer als Hütefinder, Akertreiber usw. Beschäftigung suchten und im Spätherbst zurückkehrten. Bis 1850 waren diese Trupps von 20 bis 30 Kindern im Alter von 12 bis 15 Jahren, mit ihren Kleidern aus grauem Bündner Wolltuch, die größeren mit den schwarzen Sammetwämschen der Oberländer, im Frühjahr und Herbst eine häufige Erscheinung auf den Straßen des oberen Rheintales. Die Leitung einer solchen Abteilung lag meistens in den Händen eines älteren Mannes oder auch einer Frau, die die Kinder in ihrem Heimatdorf zusammengeworben hatten und nun Beschützer, Führer und Vermittler zugleich waren. Die Leiter und Leiterinnen hatten in den meisten Fällen im Schwabenlande ihre altbekannten Arbeitsstellen und führten im Herbst die Kinder wieder zurück. Ende März wurden die heimatlichen Täler verlassen, damit der große Markt, der in den letzten Märztagen in Ravensburg stattfand, zur rechten Zeit erreicht werde. Der Weg, der zu Fuß zurückgelegt wurde, führte über Bregenz und Tettnang. Uebernachtet wurde meist in Scheunen, die den Leitern von ihren früheren Fahrten her bekannt waren; als Unterhalt diente die mitgenommene Wegzehrung. In Ravensburg traten die Kinder ihren zukünftigen Arbeitgebern, den Hofbauern des württembergischen, badiischen und bayerischen Hochlandes gegenüber. Die Verteilung der Kinder wickelte sich in Form einer Steigerung ab. Heute ist die Schweiz an dieser Schwabengängerei nicht mehr beteiligt.

Die heutige landwirtschaftliche Wanderarbeit hat, wie die Untersuchung des schweizerischen Bauernsekretariates nachgewiesen hat, keinen internationalen Zug; sie stellt sich als reines Tauschgeschäft zwischen benachbarten Wirtschaftsgebieten dar. Die größte Bedeutung besitzt die Wanderarbeit zweifellos in Genf. Die Erklärung dieser Tatsache ist nicht schwer. Genf ist ein wirtschaftliches Zentrum, dem sein natürliches Hinterland fehlt. Die Stadt hat den wenig ausge dehnten landwirtschaftlichen Teil, der politisch zu ihr gehört, aufgelogen. Mangel an ständigem Arbeitspersonal, hohe Löhne und zeitweise viel Arbeit fordernde Kulturen (Reben, Gemüsebau) tragen das ihre dazu bei. Der letztere Umstand bewirkt namentlich, daß neben den Großbetrieben auch die Kleinbetriebe Wanderarbeiter verlangen. In der Art der Betriebe liegt es begründet, daß das ganze Nordufer des Genfersees Wanderarbeiter braucht. Befriedigt wird die Nachfrage zum größten Teil aus den armen Hochtälern des Chablais, nur zum kleinern aus der waadtländischen Hochebene. Die waadtländische Hochebene bedarf vielmehr selbst, besonders für die größeren Betriebe, einer nicht unbedeutenden Zahl von Saisonarbeitern zur Einbringung der Heu- und Getreideernte. Diese strömen ihr zum größern Teil aus den deutschen, rein agrarischen Teilen des Kantons Freiburg und den angrenzenden bernischen Bezirken zu. Aus den gleichen Gebieten beziehen die Rebgegenden am Westufer des Neuenburgersees und das Val de Ruz ihren in dem Leute entziehenden Einfluß der Industrie begründeten, enorm hohen Wanderarbeiterbedarf. Auch Solothurn, Teile des bernischen Mittellandes, verschiedene größere Betriebe der Ostschweiz usw. decken ihren nicht unbedeutenden Wanderarbeiterbedarf zu einem guten Teil in dieser Gegend, die sich somit für einen großen Teil der Schweiz als Hauptlieferungsgebiet darstellt. Die Arbeiter reisen, wenn immer möglich, an ihre bestimmten, altbekannten Plätze. Es sind meist Kleinbauernsöhne und Tag-

elöhner, die auf Wanderarbeit gehen. Dabei ist für sie maßgebend, daß der fremde Heuet („welscher Heuet“) wenn immer möglich nicht mit der arbeitsstrengen Zeit zu Hause zusammenfällt; im Gäu wird früher, im Welschland wird später geheuet. Länger als zwei bis drei, höchstens vier Wochen wollen sie nicht fortbleiben; denn dann haben sie zu Hause wieder genug zu tun, entweder in der eigenen Wirtschaft, oder als Tagelöhner auf dem Nachbarhof.

Wohl mit zu den interessantesten Gebieten in bezug auf das landwirtschaftliche Wanderarbeiterwesen gehört das bernische Seeland. Bis vor zirka zwanzig Jahren lieferte das Seeland, wie die südlich und südwestlich angrenzenden freiburgischen und bernischen Bezirke noch heute für den Neuenburger- und Waadtländer-Jura und die Waadtländer-Hochebene Wanderarbeiter. Andere Scharen gingen in den Kanton Solothurn. Die Arbeiter belegten ihre altbekannten Plätze, nur der Ueberschuß zog arbeitssuchend im Lande umher. Ein anderer Arbeiterzug ging in die Rebgegenden am südlichen Jura-Abhang von Biel bis Neuenburg. Diese Zeiten sind vorbei; die intensivere Bewirtschaftung und die starke Vermehrung des Kulturlandes im Seeland braucht alle ehemals überschüssigen Arbeitskräfte. Zwar ist die Welschlandgängerei noch nicht völlig verschwunden; es sind aber nur noch Einzelgänger, denen es mehr um die Reise und um den alten Brauch zu tun ist, als daß Arbeits- und Verdienstmangel sie dazu treiben würde. Ganz gleich verhält es sich mit den Nebengängern und -gängerinnen. Das Seeland kennt auch noch eine ganz besondere Art landwirtschaftlicher Wanderarbeit; es ist dies die Kinderarbeit in den Gemüseplantagen der Gemüsebaugenossenschaft Kerzers. Der Morgenzug bringt die Kindertrupps aus zwei bis drei Stationen Entfernung ungefähr einen Monat lang alle Tage ins Arbeitsgebiet, wo sie zum Säen, Erbsen- und Bohnenablesen verwendet werden. Ein für sich wirtschaftlich ziemlich abgeschlossenes Gebiet stellt die nordwestliche Juraabdeckung mit den beiden Basel, dem Friaal und dem Birstal dar. Das Gebiet der Kantone Aargau, Luzern, Schwyz und Unterwalden dagegen stellt in bezug auf die landwirtschaftliche Wanderarbeit den indifferentesten Teil der Schweiz dar.

G. A.

Zwei Gedichte von U. W. Züricher.

Abseits.

Laß der Städte dumpfe Enge,
Der Geschwägigen Gedränge,
Des Cafés korrupte Luft,
Den Pomade — Tabakduft.
Schau, in stiller Bergeswelt
Wird die Seele dir erhellt.

Hämißch, höhnißch fließen Worte
Durch die nebelstürmigen Orte;
Menschengeist verlangt nach Licht!
Und wo's ihm an Licht gebricht,
Lüßtert bald geschwund'ner Mut
Ueberreizt nach Gift und Blut.

Hier, abseits vom Weltgetriebe,
Wächst dir wieder warme Liebe,
Hier hörst du durch Zeit und Streit
Stimmen aus der Ewigkeit,
Und du lauschest tief erregt,
Was die Seele dir bewegt.

Auf dem Lago maggiore.

Auf weiten Wassern ein leichter Kahn,
Dahinter leuchtende Silberbahn,
Gleich guten Dingen, die grünen und gleiten
Und lange noch liebliche helle verbreiten.